

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

178 (4.8.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Was kein Kriegsfilm zeigen kann!

Von einem deutschen Kriegsteilnehmer

Vorbemerkung: Die Mehrzahl der Kriegsfilme — in Deutschland und anderswo — ist auf Heroismus des Kriegsteilnehmers eingestellt und vermeidet es ängstlich, das wahre Gesicht des Krieges zu zeigen. Aber auch gute Kriegsfilme wie *„Ramarques“*, *„Im Westen nichts Neues“* oder *„Sobannens Westfront 1918“* vermögen bei aller Ehrlichkeit der Gestaltung das wahre Gesicht des Krieges nicht zu zeigen, da die Ausdrucksmittel des Films hierfür schlichterdinges unzulänglich sind. Ueber dieses Verlangen der filmischen Ausdrucksmittel gegenüber dem wirklichen Kriegserlebnis sendet uns ein *Kriegsteilnehmer*, der bei der Vorführung von Kriegsfilmen sogar fröhliches Gelächter der Jugend erleben mußte, eine Zeitschrift, die in ihrer einfachen Aufrichtigkeit und der tiefen Menschlichkeit ihrer Gestaltung wahrhaft erschütternd wirkt. Wir geben die Zeitschrift im Folgenden wieder:

Der Ausdrucksmittel des Films sind Grenzen gezogen. Er zeigt in der Hauptdarstellung den Krieg als Gesamterlebnis. — Wo er sich bemüht, das grauenhafte innere Aufleben des einzelnen zu zeigen wie im Film *„Westfront 1918“* (hier von der Infanterie), ist er gezwungen, alles Seelische im Soldaten durch rein äußerliche Vorgänge dem Zuschauer nahezubringen.

Es ist aber sehr schwer, durch Bild oder Sprache das Erlebnis des namenlosen Grauens der Materialschlacht wiederzugeben! In dem genannten Film beginnt der Leutnant plötzlich zu schreiben wie ein Schriftsteller! Er ist aber nicht verlernt. Welche Umstände des beginnenden Wahnsinns einen Menschen zwingen, als einsigen Trost und letzten Ausdruck des inneren Proletzes wie ein wildes Tier zu schreiben, ohne aufzuhören, ununterbrochen Tag und Nacht, das kann kein Film zeigen! — Er führt uns Wirkungen vor, deren nervenzerrüttende Ursachen er nicht zeigt!

Und diese Ursachen kann kein Sterblicher nachfühlen, der sie nicht selbst erlebt hat! Das beweist uns das Lachen der Jugend im *„Somme-Film“*, so scharfsinnig oder tiefgründig „modern“ es auch begründet sein mag.

Das wahre Gesicht des Krieges zeigt uns der Film immer noch nicht! Welcher Kinobesucher hat eine Ahnung, wofür entseeltes Gelächern sich im lauten Lachen, „Minentrien“ vollzieht! Man stelle sich vor, in einem Saale leben zu müssen, das langsam immer näher rückt mit Minenholzen untergraben wird, die mit Sprengstoff gefüllt werden. — So liegen ganze Kilometer der Fronten in die Luft! Was für eine Lage!

Warum zeigt uns kein Film das Sterben der Tausende im Kornloste-Tunnel?

Wer empfängt im Kino eine Vorstellung davon, wie es im Stirnenden Soldaten ausieht, der bemerkt, daß die anstehende Linie immer dünner wird? — Maschinengewehre hämmern über den Notismus des Todes ins Gehirn, die feindliche Artillerie funkelt wie rotend mit Vernichtungsgeschossen, Schreie des grauenvollsten Entlebens, untermüht mit Kleinmenschlichkeit, lassen ihn die Augen schließen, die mit Kopf- und Schweißläusen lauslos für immer erlosch sind. Und das alles ist erst ein Wortspiel!

Wenn der Angreifer das freie Feld oder vielmehr das Summ- und Trichterfeld hinter sich hat und auf dreißig Meter an die feindliche Stellung heran ist, beginnt der Geener mit Sandorantzen zu werfen! Jeder Wurf ist mit feiner Streuung ein Treffer, denn der Angreifer bietet seinen ganzen Körper den feindlichen Geschossen. Dazu kommt der gräßliche Nachschuß mit Flammenwerfern, Bajonetten, Spaten, Bajonetten und Gewehrholzen.

Al diese Gräßlichkeiten übergeht der Film, oder er zeigt sie als völlig harmlos! Und du, geduldiger Kinobesucher, bildest dir ein, den Krieg gesehen zu haben!

Sagt du schon gesehen, wie ein Tank vor der Stellung verbrannte Kameraden, die im Anblick des Ungetüms verkrüppelt, sich wegschleichen, zu drei zerquetscht? Kannst du dir diesen drei vorstellen? Und das sind Menschen, die vielleicht gestern noch mit dir gesungen haben!

Weißt du, was ein Angriff bedeutet, der vor den Linien des Feindes zusammenbricht? Bildet du dir ein, der Film könnte dir das zeigen? Stelle dir den Rest einer Granatwelle vor, etwa hundert Menschen, die Schutz gefunden haben in den unzulänglichen, meist ein Drittel mit Schlamm gefüllten Granatlöchern! Es ist fast immer morgens acht Uhr! Da liegen die Vermissten tagelang, hungrig, von bestialischem Durst gepeinigt, nasse Kleider auf dem Leibe und warten immer wieder auf die Nacht! Weißt du, wie lange ein Tag dauern kann, wenn man halbwegsinnig vor Dunst, bis an die Knie im Wasser oder Schlamm auf die Nacht wartet? — Nein, du weißt es nicht, du hörst nur, wie die unglücklichen Kameraden rings herum stöhnen, tagelang, röhrend wendet sich ein junger Schwabe im Todeskampf! Und du kannst nicht helfen! Denn der Feind wartet mit hundert Augen und Ohren auf

den Moment, da du nachts schlafen willst! Er beleuchtet mit Leuchtpatronen das Gelände taghell. Beim geringsten Geräusch hämmern die Maschinengewehre und streuen das Gelände ab! Nur ein Wunder kann die Todeserfahrungen retten. Aber auf dieses Wunder warten oft ganze Regimenter vergebens!

Danon zeigt der Film nichts!

Selbst die gewiß grauenvollste Lagerszene eines Kriegsfilms (*„Westfront 1918“*) gibt nur einen sehr schwachen Begriff des Entlebens der Wirklichkeit. Die Säue trennt Tag und Nacht Glieder ab, das Brüllen der Amputierten, wenn die Reflexionsmaschinen einfallen, ist furchtbar! Soldaten, die nie wieder unter Menschen können, weil sie an Stelle des Gehirns eine zeretzte Masse Fleisch und Blutgerinnsel haben, keine Augen, keine Nase, kein Kinn, welcher Kinobesucher kann da noch lachen?

Armer Film, der uns marrierende Keimern, feiernde Kriegergeister und anstehende Wellen zeigt, das wünschenswerte Dörfer und fallende Soldaten oder Maschinengewehre vorführt!

Al dies ist nur der äußere Rahmen des Krieges! Mann, zeigst du uns den betrunkenen Marokkaner, der an einem Verwundeten keine vernünftigen, selbstlichen Aussagen beibringt? Wann leben wir verirrte Schwärze ganze Gruppen von Gefangenen niedermetzen? Nicht einmal die zu Tausenden auf Gräßlichkeiten verurteilten Werke magst du vorzuführen, an denen deutsche Soldaten ihren Hunger stillen!

Armer Kinobesucher! Weißt du, was „Kettengeweis“ sind? — Das waren Spezialtruppen, meist „farbige Granatolen“, die in erobernden Stellungen das Leberleben zu töten hatten! Das nannte man „reinen“!

Sagt du schon einmal das fürchterliche Sterben und Höhlen eines Granatens? —

Nein, man zeigt dir Männer mit Gasmasken im Kino! — Erledigt! Weißt du, wie ein verärrter Granatensplitter von Fingergroße im Körper wirkt?

Kannst du jemals ermessen, was es heißt, „vergeschüttet“ zu werden?

Einer der Filme bemüht sich, auch das zu zeigen! Ach, das geduldige Publikum ahnt ja nicht, daß die Verärrten meist hilflos eingeklemmt zwischen Erdmassen und zeretzten Stollenbreitern in graufamer, undurchdringlicher Dunkelheit einem qualvollen Erstickungsstadium ausgeliefert sind, wenn sie nicht mit Hilfe der Taschenlampe und Zigarrettenrauch ein Luftloch finden! Was geschieht, wenn die Batterie ausgebraunt ist und der Rauch keinen Ausweg finden konnte, vermag kein Film festzuhalten! Silbe von außen kommt meist zu spät und findet ein Bild vor, das keine Feder wiedergeben kann!

Wer kann das qualvolle, langsame Sinken der Zerleutenen schildern, die als „verärrt“ gemeldet wurden?

Glücklich diejenigen, die an einärriger Stelle einen tödlichen Treffer empfangen! Aber wer sich rein gedanklich das oft über eine Woche dauernde Besenden eines nur Verwundeten in trändelnder Erdmühle oder einem Granatloch vorstellen kann, der vermag sich einen Begriff von seinen Leiden zu machen! Keine noch so lässige Phantasie ist fähig, diese Delirien des Durstes auch nur annähernd auszubilden!

Nein, diese Dinge kann uns kein Film vermitteln! Der einzig wahre Kriegsfilm läuft im Gehirn der Verlebten, die unauffällig und unbeachtet über die Straße gehen. Kaum einer, in dessen ersten Zügen der Krieg nicht seine Spuren gemeldet hat!

Sie alle, die Invaliden, die Blinden, die Kranken, sie alle fragen sich angeführt des Gelächters dieser Generation: Darf ich auf deine Gesundheit geoffert! Du Amputierter müßt aufhören, dein Glied auf der Straße zu zeigen, du Blinder, erpore der Dummheit den Anblick deiner Hilflosigkeit, denn die Jugend will das nicht wissen!

Aber diese Jugend, wenn sie schon nicht verstehen kann, und auch es willig gesehen; denn harte Mannesvolksknochen hätte sie stets gern gehabt. Eines stolzen, starken Bauern Namen zu tragen, das war ihr auch nichts geringes und aalt fast mehr als die Weimung, die man im Ort in den Dingen von dem Umhof hatte. Sie war stolz nach Wallen gekommen, jetzt aber noch stolzer als alle Bürger, deren Kleid sie kannte. Es brauchte niemand mit ihr zu reden. Das war gar nicht nötig. Ihre äußeren Verhältnisse, ihre Weisen, Feder und Wafschüde, ihre gepflegten Ställe und Gärten hatten für sie die feste Kraft eines Ringes, der alles zusammenhält, wenn auch sonst einmal etwas herauszufallen drohte. Für Geld kann man Affen tanzen lassen. Das Leben ist ein Berg, auf den alle die leicht kommen, die Eitel benutzen. Wenn man im Kirchenstuhl sitzt, denkt man fromm und macht ergebene Augen nach ehrwürdiger überkommener Mitterzeit. Ueberschlägt man die Erste, blühen die Augen schau und überlegen. Aber sie können auch noch einen anderen Glanz haben. Wenn man nämlich Familie, Frömmigkeit, Stolz vereint und ganz nur eine wird, die Gut, unwehner fressende Gut im Leib führt und nach einem starken Leib verlangt. Das kannte sie von ihren Mädchenjahren noch gut und danach schätzte sie auch ihren Mann ein. Gleich und gleich gefellte sich gern. Das ist auch kein Mangel, wenn sich die Natur einmal selbstständig zeigt. Sie sind eben reiche und blutstarke Menschen.

Der Johannes Weil, der Ummenhofer, trat im Wirtshaus zwar arohspurig auf, trug aber dabei stets den Schein grober Gott-ergebenheit und sprach gern von himmlischen Schidungen. Auch seinem Gefinde gegenüber liebte er fromme Offenheit. Den Mädchen sagte er leise ins Ohr, Gott habe ihn so stark gemacht, so unbedachtig stark, daß er darum auch die Gnade zeigen könne, alles zu vergeben, ihnen und ihm. Aber die ließen doch nicht immer mit, wenn er ihnen ins Ohr sprach bis. Für den Kirchenlasten sind solche gottgerebten starke Naturen immer ein Segen. Auch für das Wirtshaus.

Ein Gemirr von Gedanken über Recht und Unrecht hing wie eine Spinne hinter ihren geröteten Stirnen. Die Sonne leuchtete wohl in diesem feinen Nebel; aber es war doch ein Hindernis. Endlich fing er wieder an:

„Mir haben den schönen Hof, Dorte.“

„Gedib, Johannes.“

„Wo?“

im Kino nicht die Wahrheit erfährt, sollte sie nicht soviel Herz haben, im Stillen zu denken: Das sind die Männer, die Deutschland danor bewahrt haben, eine rauchende Trümmerstätte zu sein! Sie sollte den Hut sieben vor jedem sichtbar erkennlichen Kriegsteilnehmer!

Und wenn ihr das schwer fällt, so denke daran, daß wir es waren, die mit unserem Blute verbunden haben, daß sie von blutigeren Kriegen und entmenschten Schwärzen aufsteigt und massakriert wurden, als sie noch Säuglinge waren!

Aber sie verheime uns mit ihrem Gelächter!
Karl Bauer.

Mobilmachung im Zirkusdorf

Von Hans Bauer

Es ist viel schon geschrieben worden über die Lage des losbrechenden Westkrieges; über ihren Panatismus, ihre Misslungen, ihre Erbärmlichkeiten. Aus der Lebensbahn geschleuderte Köpfer zogen wie aufgeschreckte Vögel durch die Straßen, alarmierten die eigene Fahne, schmähten die fremde, alarmierten den eigenen Wert, laßen am Feinde nur Unwert. Der große Kummer eines über die besten Grundvergnügen vollzog sich. Europa erlebte seine dramatischsten Tage. Aber wenn es noch eine Steigerung dieses Dramatischen gab, eine äußerste Verwirrung, so vollzog sie sich dort, wo auf einem Raum, nicht Angehörige eines, sondern Angehörige vieler Völker weilten.

Als vor einigen Wochen der Zirkus Sarraiani in Berlin war, ging ich, um eines Interviews willen, in das Wagen- und Zirkusdorf und ließ mir von Sarraiani erzählen. Er kam auch auf die für den Zirkus katastrophalen Ereignisse des Kriegsausbruches zu sprechen. Der Zirkus hielt sich damals in Offen an der Ruhr auf. Das Programm hatte, wie üblich, internationalen Charakter. Deutsche, Japaner, Südamerikaner, Engländer, Italiener, Russen und viele Mittelmeer kleinerer Nationen bestritten es. Schönste Kameradschaftlichkeit herrschte, die für Artisten einfach eine Lebensregel, ein Sittengesetz ist. Sie gehörten vielen Vaterländern an und lebten in verschiedenen Zügen. Aber das war eine äußere Sphäre und berührte nicht ihr Weien. Sie waren Allermenschen, radikale Kosmopoliten, die sich überall wohlfühlten, wo sie am Trapes, am Bambusstod, im Sattel der Pferde ihre Künste zeigen konnten. Viele von ihnen waren schon jahrelang unterwegs, waren heimlich geworden in vielen Städten und hatten sich wenig darum gekümmert, wer das Reich, in dem diese Städte lagen, regierte.

Auf einmal ein seltsames Grollen, ein Trübwerden am Horizont. Das Sarraiani-Dorf ist eine abgeschlossene Welt, in die die Parteien der Politik nur abkömmt hereinbringen, und Artisten, zumal wenn sie aus anderen Erteilen stammen, verfolgen die Kurven der Gegenwartsgeographie nicht gerade immer mit dem Interesse journalistischer Aktualitätsjäger. Aber der Ruf der großen Politik wird kräftiger und schließlich nimmt er eine Kaufstätte an, die alle Türen durchstößt und in alle Dörfer donnert.

Zufri 14! Uns Kabinettsbeschlüssen, diplomatischen Schiffstücken, Kronrat und Weltgeschichte, die in jedem Tagesleben sich spiegeln, die jeden anmaßt; auch die Japaner, Südamerikaner, Engländer, Russen, Italiener des Zirkus Sarraiani. Von der Straße her dröhnen wütende Schreie gegen Russland an die Zelte und Wagen heran. Was haben die Russen, die allabendlich in der Manege ihre schwerwichtigen Pferde zeigen, ihre wilden Tänze wirbeln, den Deutschen getan? Welchen Verbrechen werden sie beschuldig? Des Verbrechens in Russland geboren zu sein. Wie ist mit den Japanern, den Engländern, den Südamerikanern, den Italienern? Gerüchte, Gerüchte schwirren. Die Wahrheit ist, daß sie alle der eine Nation in der Welt herumgestohrene Artisten angesehen und sich gegenseitig als Kollegen und Schicksalsgefährten empfinden. Aber diese Selbstverständlichkeit ist über Nacht zu einer Wahrheit geworden, die man nicht aussprechen darf; zu der verbottenen und verbotenen aller Wahrheiten. In eine schone Solidarität schloß ein von fernem und unbekanntem Händen geschleudertes Bild. Europa birft auseinander. Jeder muß Notiz nehmen davon, ob er will oder nicht und nur die Tiere hinter den Käfigstäben genießen den Versuch, nicht nach ihrer Nationalität gefragt zu werden. Es kommen tolle Tage für den Zirkus. Allorters Zweifel, Ungewißheit, Aufregung. Die Vaterländer machen mobil. Die Armeen marschieren. Alles hat ein anderes Gesicht bekommen, ein verzerrtes, Hersehendes.

Da macht auch der Zirkus mobil. Die großen Köpfer werden gepackt. Abgeholt wird genommen, ein überflüssiger, hastiger Abgeholt. Manche entlang die Adressen nicht mehr. Die Barrieren der Grenzen sind für sie schon herriedergelassen. Andere schlüpfen durch. Ein besonders tragisches Schicksal erleiden die Japaner. Im Wirtshaus zerreißt ein deutsches Torpedo das Schiff, das sie in ihre östliche Heimat bringen soll. Kein hinterer Teil verbleibt ihnen die Chance des Entkommens aus dem Weien. Sie sinken in einen finst- und nutzlosen Tod. Der Zirkus aber schließt keine Porten. In der Manege des Lebens vollzieht sich ein Spektakel, gegen das es eine Konkurrenz nicht mehr gibt. Schlechte Zeit auch für Clowns: ihre grotesksten Späße sind gegen den Salto mortale der Wirklichkeit eine ermüdete Kärllichkeit geworden.

Er strich ihr ärtlich über die weiße Hand.

„Ich mein, d' sollst mer doch gut bleibe, sonst fällt die Sach auseinander.“

„An Auseinander, ich aalt d' bist schwach, denkt sei Gaul net. Die Marie geht bei der erst best Gelegenheit und damit ist's fertig.“

„In so Angelegenheit siebt man nie ganz klar, Dorte.“

„Papperlapapp. Da mag noch waswische sei, was will. Die Marie geht.“

Die Worte flamen graufam; aber sie ertrug sie sich an ihrer kühlen Art.

„Die Marie könnt noch gut bleibe.“

Er sagte das langsam und, wie ihr schien, in bittendem Ton. So ein Dudmäuser und Wafschlumpen zugleich!

„Weißt net, wer hier's Wort hat? Mei Geld bleibst den Ebe- parte nach erst auf dem Hof, wenn ich ei Kind hab.“

Er wollte ein heftiges Wort sagen; aber er verschluckte es noch schnell.

„Gott wird auch dir noch anädia sei.“

„Gef!“

Sie hätte ihm in dem Augenblick in das Gesicht spucken mögen. „Net so, net so!“

„Ich weiß ja, d' bist immer hinter dem Leibe her wie ei junges Mensch. D' kanst net vernünftig und still werde.“

Sie lächelte dabei.

„Wann wir nur ei Kind hätte!“

Mit einem Mal schien sie auch klein zu werden.

„No, Dorte, d' weißt doch, wie das mit unierem Appelbaum hinter Badole is? In jeder Christnacht hab ich 'n noch angebettelt, er sollt einmal Frucht bringe. In jedem Herbst niks, niks, niks. Und was hat er immer geblüht gebat. Na, un jetzt? — Ich aalt, dies Jahr trägt er. Wie aut, daß ich 'n net abebacht hab. — Siebst d', Dorte.“

„So was Kleines zum Drück und Küsse müßt mer babe.“

Und man hörte die verhallende Sehnsucht nach der Fortsetzung des eigenen Seins; des blühenden Lebens in einem neuen Sein aus ihren zitternden Worten. Sie flangen wie die Bitten eines Hungernden, dem ein Stück alten Brotes wie ein Laßmal erscheint, der es aufbeben wird, auch wenn es in einem Kinnfal liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

Nachdruck
13 verboten

Erschienen im *Weser-Matn-Verlag* (J. Kämpfer, Kassel)

„Sör auf! Lump hätt ich beinahe gefaht.“

Wie ernst das Hana. Der Mund muß sehr bart gewesen sein. Lump? Das war doch ara. Er wurde ganz versagt.

„Net, net, Dorte! Das verstehtst d' net. Mer kann ein'm Weib sei Lieb und sei ganz Vertraue schenke un sich doch mal an einer verliere, wann ein'm der liebe Gott so heiß Blut gebe hat wie mir. Alles kommt doch von obe? Un Bus kann mer doch auch tue? Un dir, Dorte, grad dir, brauch ich das alles eigentlisch net auseinander zu setzen. Du hast der doch bei Lebtag an jede Drei Rosine un Mandel gemacht un von jedem Klischee den Schmand geschleckt.“

„Wosu hat mer dann das auf der Welt? Un wann mer uf der Welt is un kann's habe?“

„Un jeden Tanzburfch.“

„Hatt die Luft an. Un jed Jungschür.“

In ihren Worten lag kein Ernst mehr. Es war, als ob sich die beiden Eheleute nur ein wenig toppen wollten.

„Dorte, warst d' dann stets vor mich da? Se? D' warst doch ein arger Springer in den Spinnstuden un auf der Musf. Se?“

„Mei Mutter meint immer, die Jugend muß ihr'n Spah habe. S derf nur sei Unglück gebe. D' kanst schwäze, was d' willst. Ich mach mer mei Gedanke selbst, ich hab mei eigene Wille, un was mer net daß, das paßt mer net. Un außerdem lab dei albern Gewösch. Wann ich davo Kinner kriege könnt, hätt ich schon ei Dukend. Ach, ich weiß, wann uns Menfche ei Manneskerle oder ei Weibsmensch in's Blut fällt, weil bei ihne mehr Kraft is, da kann mer niks laze. Das Berrückte is nur, daß ich's weiß.“

Auf dem Hof war es still geworden, als laufche alles auf die festfame Unterredung. Nur hin und wieder vernahm man das Klirren einer Kette und das sich so wichtig anhörende Gösen eines Fußnes, das glücklisch ein El gelegt hatte. Von der Küche her kam das Geräusch von plätscherndem Wasser. Der Ummenhofer rückte ana un sein Weib heran und erziff gebrüht seine Hand. Sie ließ